

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 23 (1919-1920)
Heft: 11

Artikel: Der Mensch zur Pfahlbauzeit : ein Kapitel vom vorgeschichtlichen Menschen
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-664034>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

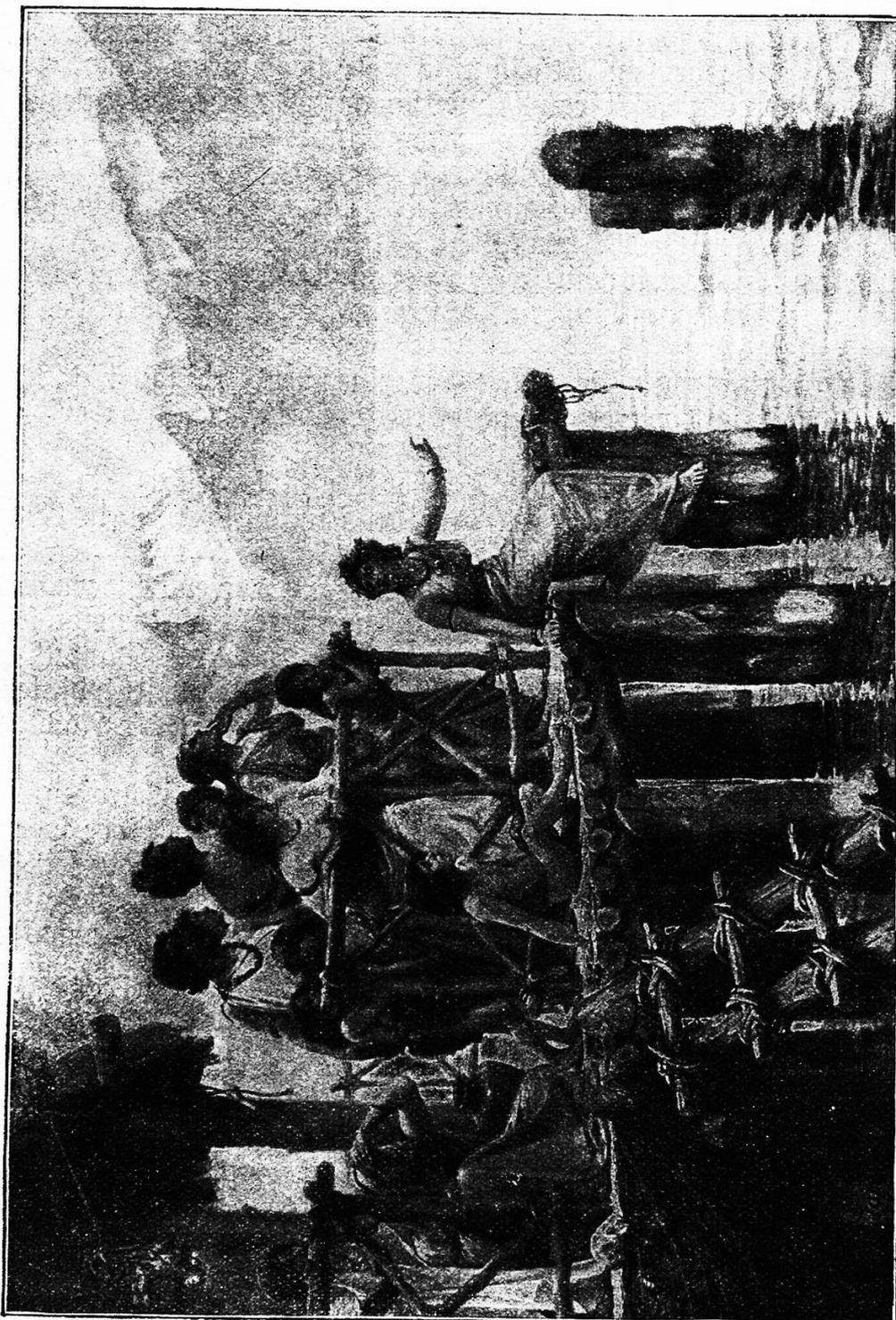
Download PDF: 18.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Mensch zur Pfahlbauzeit.

Ein Kapitel vom vorgeschichtlichen Menschen. — Mit 18 Illustrationen.

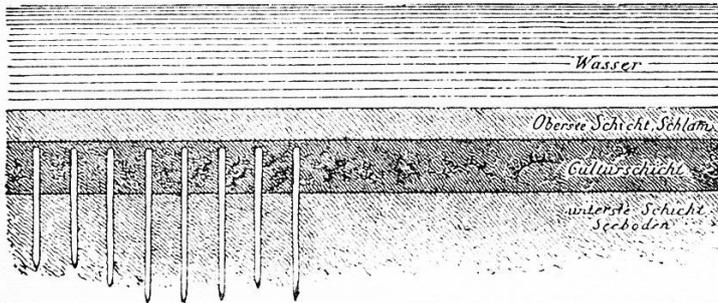
Vom Ende der Eiszeit bis heute sind nach den sorgsamem Schätzungen Albrecht Penck's fünfundzwanzigtausend Jahre verstrichen. Die Dauer der Eiszeit selbst hat er auf dreihunderttausend Jahre berechnet, die Dauer der wärmeren Zwischeneiszeiten auf zweihunderttausend. Der Mensch wandelte aber längst auf der Erde, bevor noch die erste Vergletscherung anhub, also seit länger als einer halben Million Jahre. Mindestens viermal müssen



Heimkehr der Männer nach dem Pfahldorf. Nach einem Gemälde von P. Jamin.

wir uns in dieser halben Million von Jahren die große Eiswalze herange-
rollt denken, dreimal also mit einer Zwischeneiszeit rechnen. Und sicher ist,
daß der Mensch schon am Ende der zweiten Zwischeneiszeit das Herdfeuer

hatte und kräftig zu nutzen
verstand. Wie jung, wie
unendlich jung sind vor sol-
chen Zahlen die Pyrami-
den! Und wie riesengroß
ist die Kluft zwischen dem,
was „Geschichte“ heißt und
was „Urgeschichte“. Wo ist
die Brücke, die diese mit je-
ner verbindet?

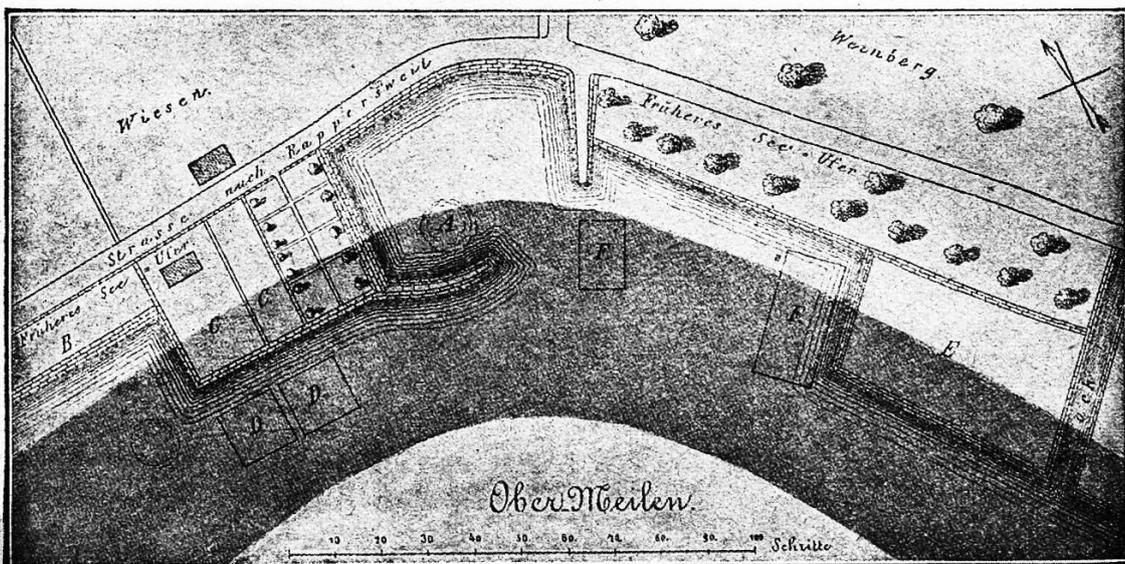


Querschnitt durch die Pfahlbau-Fundstelle bei Obermeilen.
Die oben abgebrochenen Pfähle ragen aus dem alten Seeboden nur
noch bis in die sogenannte Kulturschicht; eine darüber gelagerte
Schlamm-Schicht verhüllt sie. (Nach Kellers erstem Bericht, 1854.)

Das Ägyptische Muse-
um in Kairo mit seiner

künstlerischen Wunderwelt gibt keinerlei Auskunft, denn nichts, aber auch
gar nichts erinnert darin an die Urzeitkultur der Dordogner und ähnlicher
prähistorischer Völkerschaften. Vergebliche Liebesmüh', von der Kunst aus
den Zeiten der Pyramidenerschaffung direkt in die Kunst hinterlassenschaft der
Eiszeitepoche hineinsteuern zu wollen. Es muß zwischen dieser und jener,
zwischen grauester Vorwelt und ältester historischer Überlieferung eine dritte
Zeit noch gegeben haben, die beide vermittelt, eine Zeit, die nach rückwärts
direkt in die Tage der Mammut- und Renntierjäger hineinlenkt und dies-
seits die Fortsetzung findet in der „Geschichte“. Was für ein Angeficht hatte
die Zeit?

Das Rätsel der Sphinx, die da immer noch Wache hält, wo es lange
nichts mehr zu bewachen gibt, ist noch dunkel und unaufgeklärt, wie viele
gelehrte Köpfe sich feinetwegen bemühten. Das größere Rätsel des Über-



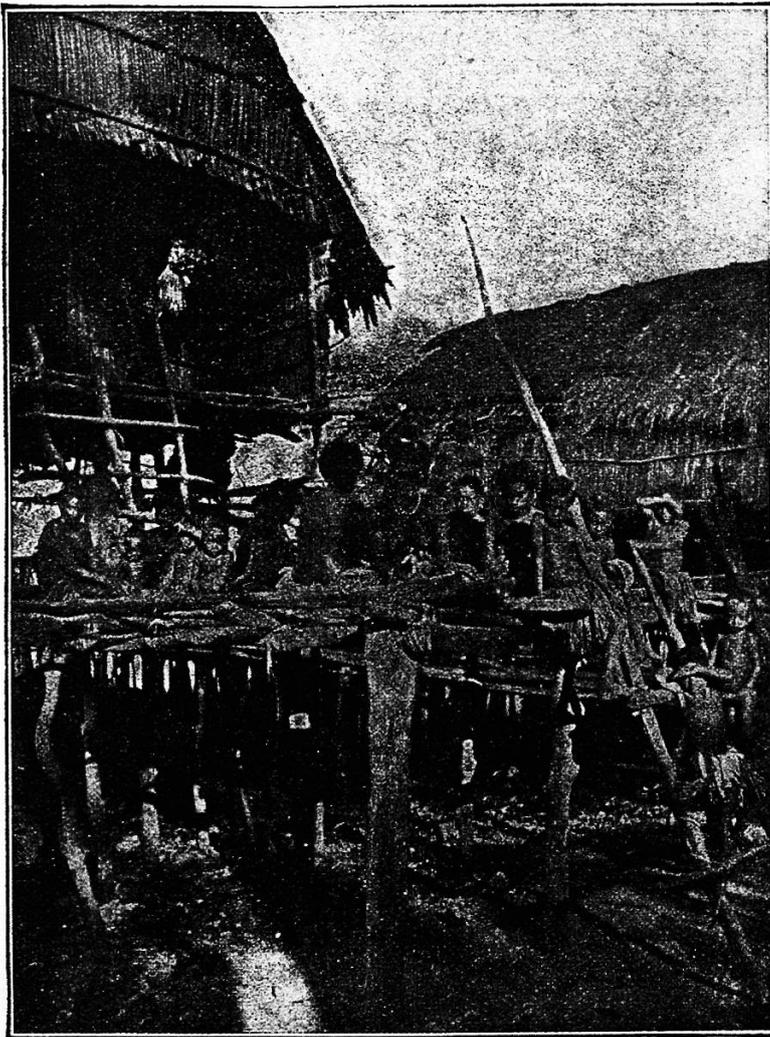
Grundriß der ersten Pfahlbau-Fundstelle bei Obermeilen. Das dunkle Feld kennzeichnet die ursprüng-
liche Ausdehnung des Pfahlwerks. A ist der Ort, wo bereits früher Pfähle und Kulturschutt gefun-
den, aber nicht als solche erkannt wurden, B bezeichnet eine 1851 ausgeführte Landanlage, bei der man
abermals Pfähle bemerkte. C und E sind die Landanlagen, die 1854 zu der berühmten Entdeckung
durch Appli und Keller führten. Bei D und F hatte man diesmal den Letten zum Ausfüllen gehoben,
wobei man auf die Pfähle stieß. (Nach Ferdinand Kellers erstem Bericht aus dem Jahre 1854.)

gangs zwischen ihr und der Urweltperiode indessen ist glücklich gelöst — schon seit sechzig Jahren.

Zu Anfang des Jahres 1854 war der Wasserstand in den schweizerischen Wasserbecken infolge des außergewöhnlich kalten und trockenen Winters so niedrig, daß die berühmten „ältesten Leute“ vergebens in ihrer Erinnerung nach einem ähnlichen Tieffstand des Seespiegels suchten. Seit 1674 hatten die Pegel kein gleich starkes Sinken des Wassers mehr zu verzeichnen gehabt. Überall trat vor den Ufern der nackte Seeboden zutage, die Schiffahrt behindernd und Mühlenwerke zu unfreiwilliger Mußezeit zwingend. Die Uferbewohner indessen begannen alsbald aus der Not eine Tugend zu machen, indem sie durch Mauern und Dämme dem See jenes Trockenland dauernd entrißen, das er so leichtsinnig bloßgelegt hatte.

Bei dieser Arbeit stieß man im Züricher See in der Nähe von Obermeilen auf eine torfartige schwarze Bodenschicht von beträchtlicher Dicke, die neben vermoderten Pflanzenresten und großen Massen aufgeknafter Haselnüsse allerlei Gegenstände aus Stein, Horn und Knochen einschloß; dazwischen ragten in anscheinend regelmäßiger Anordnung zahlreiche Pfähle aus Eichen-, Buchen-, Birken- und Tannenholz hervor, die senkrecht im Boden steckten. Ähnliches war auch schon früher an anderen Stellen von Fischern

beobachtet worden, doch war man den Dingen noch nie auf den Grund gegangen. Reste gescheiterter Schiffe, zufällige Ablagerungen — es lohnte sich nicht, weiter nachzuforschen. Diesmal kam glücklicherweise die Sache zu Ohren des Obermeilener Lehrers Johannes Äppli, und der war verständig genug, unter Beifügung mehrerer Fundproben der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich von seiner Wahrnehmung Kenntnis zu geben. So kamen die Dinge direkt vor die richtige Schmelde. Der Präsident der Gesellschaft, der scharfsinnige Altertumsforscher Dr. Ferdinand Keller, beeilte sich, die Beobachtung Äpplis mit ebensoviel Eifer wie Gründlichkeit zu verfolgen, und — eine der



Ein Pfahlbau in Britisch-Neuguinea. (Nach einer Photographie im k. k. Naturhistorischen Hofmuseum in Wien.)

bedeutendsten wissenschaftlichen Entdeckungen auf dem Gebiete der menschlichen Urgeschichte war gemacht!

Kein Schiff war vorzeiten bei Obermeilen gescheitert, kein Zufall hatte Geweißstücke, bearbeitete Steine und Topfscherben auf dem Boden des Zürichsees abgelagert, vielmehr war mit aller nur wünschenswerten Gewißheit ermittelt worden, „daß in frühester Vorzeit Gruppen von Familien, höchstwahrscheinlich feltischer Abstammung, die sich von Fischfang und Jagd nährten, aber auch des Feldbaues nicht ganz unkundig waren, am Rande der schweizerischen Seen Hütten bewohnten, die sie nicht auf trockenem Boden sondern an seichten Uferstellen auf Pfahlwerk errichtet hatten“. Es sei wohl mit Sicherheit anzunehmen, hieß es weiter in Kellers erstem Bericht, daß sich die seltsame Art der Ansiedlung nicht auf die helvetischen Länder be-

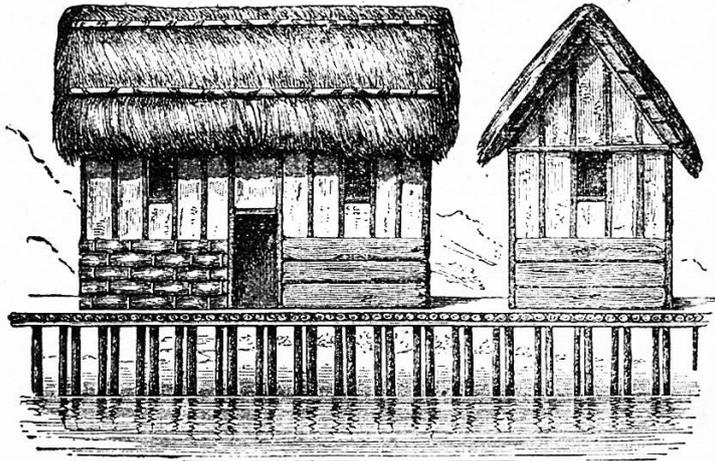


Häuser eines malaischen Pfahldorfs in Celebes. Nach einer Aufnahme von Dr. Fritz Sarasin.

schränkt habe, und er ersuche daher alle Alttertumsforscher, die in der Nähe von Seen und ruhig fließenden Strömen wohnen, sich bei Fischern und Schiffern nach dem Vorhandensein von Pfahlwerken an den Ufern oder auf Untiefen zu erkundigen und die nötigen Aufzeichnungen vorzunehmen — ein Appell, der von ungeahntem Erfolge begleitet war. Aus allen Teilen der Schweiz kamen Nachrichten um Nachrichten, und schon im Jahre 1866 kannte man über 200 Pfahlbaustationen in den meisten größeren und zahlreichen kleineren Seen des Landes. Im Neuenburger See waren allein 50, im Bodensee 40, im Bieler See über 20 ermittelt. Eine der ausgedehntesten Ansiedlungen mit mehr als 100,000 Pfählen beherbergte der kleine Pfäferser See, eine zwölf Morgen große mit etwa 40,000 Pfählen der Bodensee in der Nähe von Wangen. Und seitdem ist die Zahl der Entdeckungen weiter gestiegen.

Eine neue Welt war erkundet, vor einem der wichtigsten Abschnitte des großen Schauspiels der Menschheitsgeschichte der Vorhang heraufgegangen.

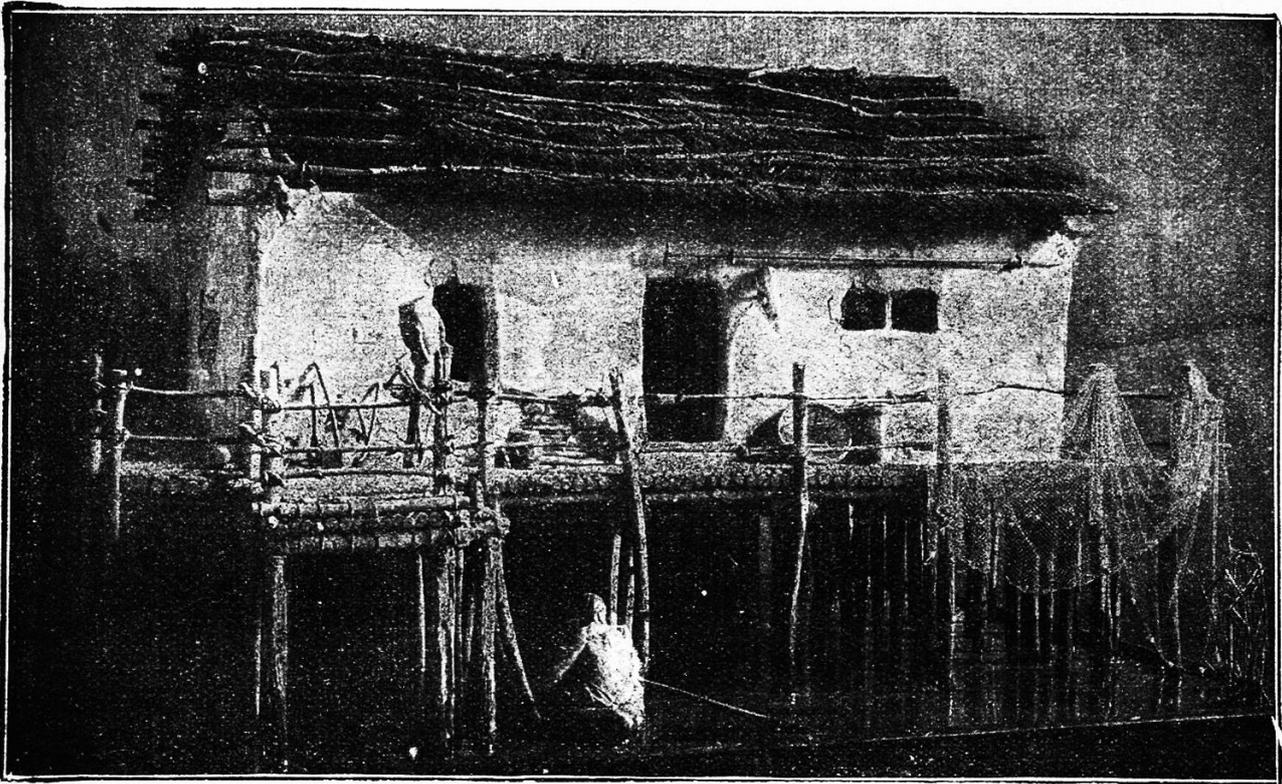
Der erste Akt war die Eiszeitepoche, der letzte begann bei den Pyramiden. Jetzt war auch das Zwischenstück glücklich erobert. „Wie zu einer Bibliothek geordnet“ lagerten, um mit Ranke zu reden, die Urkunden des Altertums in den Pfahlbau ruinen. In ununterbrochener Stufenfolge enthüllte sich hier der Heraufstieg des Menschen vom steinartbewaffneten Renntierjäger der Diluvialzeit zum Krieger mit kunstvoll gegossenem Bronzeschwert und selbst eisernen Waffen. Die ganze vorgeschichtliche Kulturentwicklung mit all ihrem Wechsel stieg klar wie ein Frühlingmorgen hervor aus den Wassern am Rande des Alpengebiets.



Rekonstruktion von Pfahlbauhütten der Steinzeit.
Nach H. Hartmann.

Drei voneinander getrennte Kulturzeitalter, die Steinzeit, die Bronzezeit und die Eisenzeit, hatte Christian Jürgensen Thomsen, der frühere Kaufmann und spätere Direktor des Museums nordischer Altertümer in Kopenhagen, schon 1836 zur Grundlage der vorgeschichtlichen Forschung gemacht, und alle in nordeuropäischen Ländern entdeckten Reliquien hatten die Einteilung glänzend bestätigt. Das „Dreiperiodensystem“ war der Kompaß im weiten Gefilde der prähistorischen Archäologie, mit dessen Hilfe die Masse der Funde gruppiert und geordnet wurde. Zuerst — das besagte die Dreieinteilung — benutzte der Mensch neben Holz, Horn und Knochen vor allem den Stein zur Erzeugung von Waffen und Werkzeugen, weil das Metall ihm noch unbekannt war. In einer späteren Zeit seines langsamen Aufschwungs zu höheren Stufen erwarb er die Kenntnis des Kupfers und namentlich einer Legierung desselben mit Zinn, d. i. Bronze, und erst in der dritten und letzten Kulturperiode begann er statt Steinen und Knochen, statt Kupfer und Bronze das Eisen für sich zu verwerten. All das, wie gesagt, war schon längst aus den nordischen Gräber- und anderen Funden vermutet worden, bevor noch die Pfahlbauten auftauchten; allein es war ein Triumph ohnegleichen für das System, daß seine Richtigkeit jetzt durch die neue Entdeckung auch direkt bewiesen wurde.

Als Keller seinen ersten Bericht in die Welt hinausjandte, ahnte er freilich noch nicht, in welcher unübertrefflicher Weise durch seine Entdeckung das örtliche Nebeneinander und zeitliche Nacheinander der drei kulturellen Entwicklungsstufen bestätigt werden würde. Aber aufsehenerregend genug war auch das, was er noch im Entdeckungsjahr selbst als Ergebnis der Studien mitteilen konnte. In einer Länge von zehn und mehr Fuß steckten die durch Behauen und Abbrennen zugespitzten Pfähle im Seeboden, einen bis anderthalb Fuß voneinander entfernt und unter sich ziemlich gerade Linien bildend. Ihre oberen Enden ragten in eine geschwärzte „Kulturschicht“ von 2 bis 2½ Fuß Mächtigkeit, die ihrerseits wieder von einer beträchtlichen Schlamm- und Schlickschicht bedeckt war, „wie sie sich überall in den feichten, vom Wellenschlage weniger bewegten Einbuchtungen des Sees ansammelt“. Die

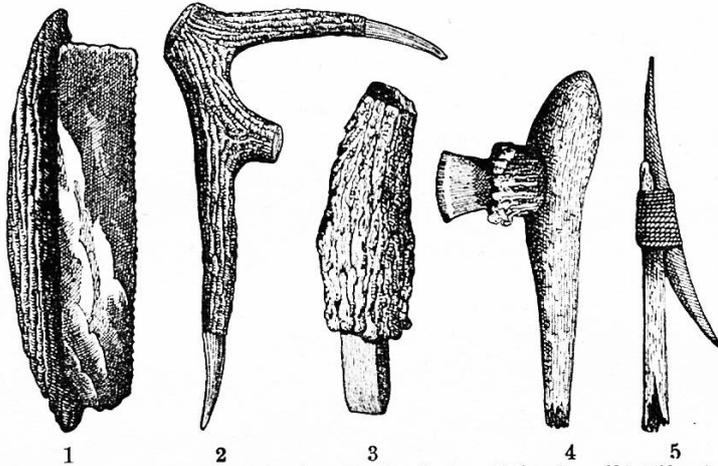


Rekonstruktion eines Pfahlbaues auf Grund der Robenhäuserer Funde. (Nach dem Modell im Deutschen Museum zu München.)

schwarze Kulturschicht war das Entscheidende. In ihr lag der Hausrat der einstigen Pfahlbaubewohner, ihr Jagdgerät und ihr Küchenabfall. Durch sie war der Maßstab gegeben, mit dem man den Grad der Kultur der verschollenen Pfahlbauer jetzt, nach Jahrtausenden, messen konnte. Die Hütten selbst, die aus Lehm in Verbindung mit Holz und Flechtwerk auf einer Plattform errichtet waren, hatten zweifellos schon zur Zeit der Benutzung fernab vom Ufer im Wasser gestanden, hoch genug, um vom steigenden See nicht gefährdet zu werden, und groß und geräumig genug, um für alle auf die Befriedigung des täglichen Bedürfnisses ihrer Bewohner abzielenden Arbeiten und Geschäfte geeignet zu sein. „Es wurde hier gekocht und gesponnen; es wurden Schnüre, Kleider, Jagd- und Fischereigeräte angefertigt, der Serpentinstein, die Knochen verschiedener Tiere, das Horn des Hirschgeweihs zu mancherlei Werkzeugen verarbeitet, Tongeschirre gemacht und so weiter, kurz alle Gewerbe und Künste, die die Ansiedler kannten, betrieben. Aller Abfall von Holz, die Überbleibsel verzehrter Tiere, unbrauchbar gewordenes Gerät wurden ins Wasser geworfen, wo sie im Schlamm versanken.“ Die Krönung des ersten Berichts des Entdeckers war eine zwar schlichte, in allem Wesentlichen aber das Richtige treffende Rekonstruktion eines Pfahlbaues im Alpensee.

Unklar blieb freilich eines — und ist es geblieben bis heute: was mochte die Menschen der fernen Vorzeit bewogen haben, anstatt auf dem festen Boden ihr Heim auf dem Pfahlrost im Wasser zu gründen? Das Schutzbedürfnis, meint Keller in seinem ersten Bericht, sei der Grund für die seltsame Bauart gewesen, das zwingende Bedürfnis, „Leben und Eigentum teils vor Überfällen, teils vor den Angriffen wilder Tiere sicherzustellen“. Allein diese Deutung war mindestens unzureichend. Der Urmensch der Diluvial-

zeit ist uns aus zahlreichen Funden bekannt als erfolgreicher Jäger des Mtelefanten und seines jüngeren Vetter, des Mammuts; er hat mit Rhinocerosen, mit Höhlenbären und Höhlenlöwen um seine Heimstatt in Felsenlöchern gerungen und ist dabei Sieger geblieben, Sieger trotz seiner noch ungleich geringeren Waffen, als die selbst der ältesten Pfahlbauer waren. Zu deren Zeit aber gab es schon längst keine Mammute mehr, keine



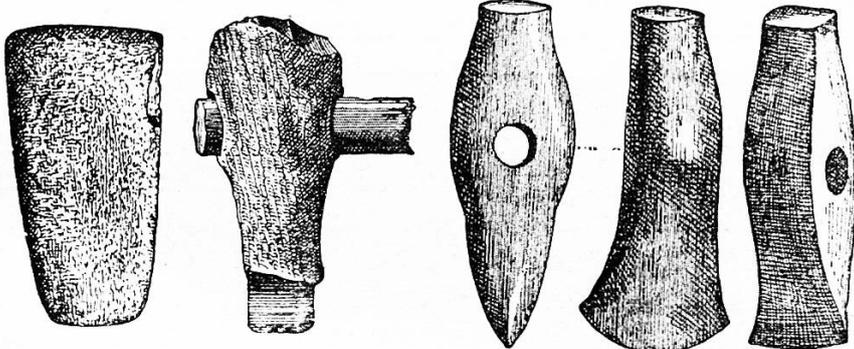
Waffen und Werkzeuge aus der Steinzeit der Schweizer Pfahlbauten. 1. Säge. 2. Hirschgeweihstück als Hade. 3. Steinmeißel mit Hirschhorngriff. 4. Steinhaxe in Hirschhornfassung mit Holzstiel. 5. Pfeilspitze.

Höhlenbären und Höhlenlöwen. Was in den Wäldern der Schweiz noch an größeren Raubtieren hauste, waren Wölfe und braune Bären, und vor denen werden die Pfahlbauer schwerlich aufs Wasser geflüchtet sein. Wer wie sie nicht bloß Hirsche und Elche, sondern auch mächtige Urstiere (Bos urus) und Wisente fällte, der war wohl auch fähig, die Wölfe und Bären in Schach zu halten. Oder waren es feindliche Menschen-

stämme, die in der Schweiz den Bewohnern Veranlassung gaben, ihr Dorf statt am Lande im See zu errichten? Man kennt eine Anzahl unzweifelhaft zu den Dörfern gehörende Befestigungsanlagen (Steinwälle und Palisadenschanzen), die darauf hindeuten scheinen, daß ernsthaftes Fehden mit Nachbarstämmen auf festem Boden sich abespield haben, und die Annahme hat etwas für sich, daß solche Fehden die Urschweizer zwangen, zur Sicherung ihres Eigentums und zum Schutze von Frauen und Kindern die Siedlung abseits vom Kampfplatz im See zu errichten. Demgegenüber steht freilich wieder das Faktum, daß heute noch vielfach Naturvölker Pfahlbauten schaffen, die keinerlei Kriegsschutz bezwecken und ebensowenig aus Furcht vor gefährlichen Tieren entstanden sein können, die aber, wie die bekannten Reisenden und Naturforscher Paul und Fritz Sarasin das auf Celebes feststellen konnten, in hohem Maße den Wert sanitärer Anlagen haben. Nicht genug, daß die Flutwelle zwischen den Pfählen beständig den Abfall und Unrat der Siedlung hinwegspült (der in den am Lande befindlichen Eingeborenen-dörfern auf Celebes liegen bleibt und zum Himmel stinkt), sie schützt die Bewohner auch gleichzeitig vor der Insektenplage und verhindert so wirksam den Ausbruch verheerender Epidemien. Die Vetter Sarasin glauben infolgedessen auch die Entstehung der Pfahlbauten in ihrer schweizerischen Heimat auf ähnliche Gründe zurückführen zu sollen, wodurch dann die anderen Hypothesen in sich zusammenfielen. Es geht mit den Pfahlbauten wie mit den Pyramiden und ihrem Sphinxgeheimnis: Erklärungen über Erklärungen, von denen jede dem wirklichen Sachverhalt vielleicht nahekommt, von denen aber noch keine den Knoten restlos entwirrt hat.

Um so unzweideutiger lassen dafür die Pfahlbauten selbst und das Erbe ihrer Bewohner den langsamen Fortschritt erkennen, den die Vorzeitkultur

einst genommen hat. Keine Diluvialkultur, wie sie die Urfranzosen im Tal der Bezere noch besaßen, ist nirgends im Reiche der Pfahlbauersiedlungen mehr zu entdecken gewesen; das völlige Aufgeben der Troglodytengewohnheiten beweist ja an sich schon die höhere Menschheitsstufe. Allein aus der Steinzeit heraus war der Pfahlbauer in seinen Anfängen deshalb noch lange nicht. Er hatte die Technik des Werkzeugschaffens nur besser ausgebildet, war wählerischer im Material und erfinderischer in dessen Gestaltung. Gleich auf der ersten Fundstätte bei Obermeilen kamen Beile und Meißel zum Vorschein, die sich durch Schönheit der Form und Sauberkeit der Ausführung voreilhaft von den primitiven Werkzeugen echter Diluvialmenschen unterschieden. Sie waren nicht aus dem sonst so beliebten Feuerstein hergestellt, sondern aus grünem, an den Ranten glasartig klarem, überaus hartem Nephrit, und die ganze Oberfläche war prächtig poliert. Daneben fanden sich freilich auch minder schöne, kaum oder gar nicht geglättete Arte aus anderem Steinmaterial, aber entscheidend für die Beurteilung der von den Pfahlbauern zu Obermeilen erreichten Kulturstufe blieben allein die polierten Stücke. Dem Laienverstande erscheint ja der Fortschritt recht



Steinmeißel und Arthammer aus den Schweizer Pfahlbauten.

Polierte Arthammer aus den Schweizer Pfahlbauten.

unerheblich; dem Urgeschichtsforscher indessen bedeutet die Kunst des Polierens ein grundsätzlich Neues im Rahmen der Steinzeitepoche, so daß er von ihrer Erfindung ab einen neuen Abschnitt der Werkzeugtechnik des vorgeschichtlichen Menschen datiert: die neolithische Kulturstufe im Gegensatz zu der paläolithischen, die jüngere Steinzeit im Unterschied von den älteren.

Selbst in den ältesten Seesiedlungen waren die Pfahlbauer, wie schon gesagt, prinzipiell aus der Technik der früheren Steinzeit heraus. Der Zweck, dem das Werkzeug zu dienen bestimmt war, entschied nicht allein mehr bei Auswahl des Materials, ästhetisches Wohlgefallen an schönen, gefälligen Formen und Farben ward mehr und mehr mitbestimmend. Zu Anfang nahm auch der Pfahlbauer noch mit dem erstbesten Steine fürlieb der ihm passend erschien, eine Art draus zu formen. Allmählich jedoch wurden feinere, edlere Sorten bevorzugt, vor allem Nephrit, Jadeit und Chloromelanit, die sich sämtlich durch prachtvolle grüne Farbe auszeichnen und außerdem die genügende Härte besitzen. Der Feuerstein, der zur Eiszeit dem Menschen als Universalstoff für Waffen und Werkzeuge diente, sank während der Pfahlbauerzeit zur Bedeutung des Materials nur noch zweiten Grades herab; als Säge und Messer half er die Art zwar noch schaf-

fen, aber er lieferte sie nicht mehr selber. Er wurde mehr und mehr Mittel zum Zweck, d. h. derjenige Stoff, durch den — wie sich Ferdinand Keller ausdrückt — „mittelbar oder unmittelbar alles Werkzeug seine Form erhielt“. Wenn man die Fülle der Waffen und Jagdinstrumente, des Hausgeräts und der Schmuckgegenstände ins Auge faßt, die aus dem Nachlaß der Urhelvetier auf uns gekommen sind, muß man allerdings zugeben, daß seine Rolle auch so noch gewichtig genug war.

Erstaunlich weit war in puncto Handfertigkeit schon der neolithische Pfahlbauer vorgeschritten. Die Feuersteinsägen wurden mit Harz oder Asphalt in der Rinne eines Holz- oder Hirschhornstückes festgefittet, die Messer und Dolche steckten in ausgehöhlten hölzernen Stielen, die vom einen zum anderen Ende mit gehecheltem Flachs oder mit aus Binjen gedrehten Bändern umwickelt waren. Und ebenso kunstvoll und sorgfältig waren natürlich die schönen Nephrit- oder Jadéitbeile an Handgriffen befestigt, solange man sie noch nicht direkt durchbohrte, um dann in das Loch einen Stiel einzufügen. Aus Hirschgeweihenden wurden mit kluger Benutzung des Augensproßes Hacken und Schlagwaffen, aus Knochen, Pfriemen und Nadeln, Dolche, Harpunen, Lanzenspitzen usw. gefertigt, aus Holz Hämmer und Schlegel, Teller und Tassen, Löffel und Quirle. Und dann die Schmuckfachen, an denen vermutlich die Männlein und Weiblein gleich starken Bedarf hatten! Da gab es Halsketten aus kunstvoll geschliffenen Horn- und Nephritperlen, sowie aus allerlei Tierzähnen, gegen Ende der Steinzeit sogar auch aus Bernstein, der damals in einzelnen Stücken bereits aus dem Norden eingeführt wurde. Da gab es aber auch schon geschickt geschnittene Ohrgehänge, verzierte Knöpfe, niedliche Kämmen aus Buchsbaumholz, Haarpfeile und Haarnadeln — Toilettengegenstände, die besser als alles andere den stark ausgeprägten ästhetischen Sinn der Bewohner des Pfahldorfs bezeugen.

In schrittweisem Fortgang sind all diese Dinge erfunden, probiert und allmählich Gemeingut geworden, eins in der Regel als logische Folge und Weiterführung des anderen. Wo die Kulturschichten mehrfach am gleichen Fleck übereinander lagen, weil auf den Trümmern des einen — durch Feuerbrunst oder sonstwie verschwundenen — Dorfes ein zweites, ein drittes errichtet worden, wo also Generationen um Generationen in unübersehbarer Folge ihr Hausinventar in den Fluten versinken ließen, da konnte man deutlich den langsamen Wandel des Pfahlbaukulturbildes wiedererkennen. Am besten enthüllte sich solch ein historisches Nacheinander im Pfahlbau von Kobenhäusen am Pfäffiker See, der 1858 gelegentlich einer Stromregulierung ans Tageslicht kam und dank den Bemühungen seines Besitzers, des Bauern Jakob Messikomer, jahrzehntelang eifrig durchforscht worden ist. Nicht mehr im Seegrunde selbst steckten diesmal die Reste der früheren Siedelungen, sondern in einem riesigen Torfmoor am südlichen Ende des Wasserbeckens, in das sie natürlich zu einer Zeit schon geraten waren, als noch die Fluten des Sees auf dem Moorgrunde glänzten. Dreimal waren hier nachweislich Dörfer erbaut und versunken, und da sich die Siedelungen — nach den erhaltenen Pfählen zu schließen — auf ein Gebiet von im ganzen 13,000 Quadratmeter Fläche verteilten, so war dementsprechend die Ausbeute ebenso reich wie verschiedenartig. Der Torf war ein prächtiger Konservator gewesen; er hatte selbst Dinge bewahrt und behütet, mit denen die Zeit sonst sehr kurzen Prozeß macht. (Schluß folgt.)